Philoſophiſche Unterſuchung der Frage, Ob die Seelen einiger Thiere einen gewißen Grad der Vernunft haben, in einer Geſellſchaft guter Freunde angeſtellet.

Leipzig,

gedruckt bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf,
1742.

Vorbericht.

In der Vorrede zur Abhandlung der Frage, ob die Seelen der Thiere Verstand haben, ist beym Anfange gedacht worden, wie einige Weltweisen aus den Thaten der Thiere hätten schliessen wollen, daß sie unter die vernünftigen Dinge zu rechnen wären. Diese Meynung hat absonderlich der päpstliche Exlegatus, Hieronymus Rorarius, vertheidiget, und in einer lateinischen Schrift darthun wollen, daß die Thiere ihre Vernunft zum öftern besser anwendeten, als

die Menschen. Es bestehet dieselbe aus zweyen Büchern, welche Herr George Heinrich Ribov, Prof. und Superintendent in Göttingen, 1728 zu Helmstädt mit Anmerkungen herausgegeben. Indem man die merkwürdigen Exempel betrachtet, welche in diesem gelehrten Werke angeführet werden: so siehet man sich in seinen Gedanken gleichsam genöthiget, auf die Untersuchung zu kommen, ob man genugsam gegründete Ursache habe, den Thieren so schlechterdings alle Vernunft abzusprechen. Je genauer man die Thaten und Bewegungen einiger Thiere, welche Rorarius in seinen beyden Büchern, Ribov in den Anmerkungen darüber, Derham in der Physicotheologie, Petrus von Hartenfels in seiner Elephantographia curiosa, der Verfasser der Amusements philosophiques sur

le

le langage des bêtes, und andere erfahrne Månner beschreiben, mit den Handlungen der Menschen in eine Vergleichung stellet, desto deutlichere Spuren entdecken sich, daß der Satz, da man mit den Weltweisen von alten Zeiten her den Thieren etwas vernunftånliches zugeschrieben, seine Richtigkeit habe. Die Gesellschaft guter Freunde, welche ihre Gedanken von der Existenz und dem Verstande der thierischen Seelen vor einiger Zeit eröffnet, hat daher geglaubt, daß sie keine fruchtlose Arbeit vornehmen würde, wenn sie auch darüber eine Untersuchung anstellte, ob nicht der Verstand einiger Thiere so beschaffen wåre, daß man von ihnen einen gewißen Grad der Vernunft bejahen könnte. Die Mittglieder dieser Gesellschaft haben den Vortrag ihrer Gedanken folgender Gestalt eingerichtet. Einige erklåren

die Gründe, aus welchen zu folgen scheint, als ob kein einziges Thier den Namen eines vernünftigen verdiene; einige zeigen, wie wenig die vermeynten Gründe beweisen; und einige führen, nach der Erklärung des Wortes Vernunft, vier unterschiedene Merkmale an, aus welchen deutlich erhellet, daß diejenigen Thiere, an welchen eines dieser Merkmale zu finden ist, einen gewißen Grad der Vernunft besitzen.

Leipzig, im Weinmonate,
1742.

Johann Heinrich Winkler,
Profess. der griechisch. und latein.
Sprache.

Erster Theil,

in welchem

Die Gründe

wider

die Vernunft der Thiere

erwogen werden.

Eingang.

Hochgebohrner, Hochwohlgebohrne,
Hochedle, Wohledle,
Insonders Hochzuehrende Herren,

In der letzten Unterredung, welche wir über die Vernunft der thierischen Seelen angestellet, habe ich mich nicht wenig gewundert. Unsere Gesellschaft bestund wider die Gewohnheit aus einer redenden und schweigenden. Die Versammlungen, in welcher eine Person eine Rede hält, sind zwar meistens so eingerichtet, daß die Anwesenden zu schweigen verbunden sind. Aber in unsern Zusammenkünften, da wir über philosophische Sachen einander unsere Gedanken eröffnen, ist solches wider unsere eigene Verfassung. Ich trug die Frage vor, ob auser den Menschen kein Thier auf dem Erdboden zu finden sey, welches einige Vernunft hätte? Indem ich diese Frage durch Erzählung gewißer Umstän-

de erläuterte: so spürte ich eine allgemeine Aufmerksamkeit, und konnte es einigen, so zu reden, an den Augen ansehen, daß sie höchstbegierig wären, auf meine Frage zu antworten. Ihrer dreye thaten das einstimmige Bekenntniß, daß sie keine Ursache sähen, warum man auch einem einzigen Thiere eine Vernunft zueignen könnte. Sie sprachen schlechterdings den Thieren die Vernunft mit solcher Dreistigkeit ab, als wenn sie in ihren Aussprüchen gar nicht fehlen könnten. Ich hatte mir die Hoffnung gemacht, daß einige unter den übrigen Mittgliedern, welche in der Weltweisheit geübt genug sind, wider die vermeynten Beweise zum wenigsten nur einige Zweifel vortragen würden. Allein ich hoffte solches vergebens. Sie blieben insgesammt so stille, als wenn sie den Pythagoras hörten, und noch nicht die fünf Jahre des auferlegten Stillschweigens zurückgelegt hätten. Ich konnte damals nichts anders thun, als daß ich die drey Widersacher der thierischen Vernunft bat, sie möchten mir ihre Gedanken in der nächsten Versammlung schriftlich vorlesen. Ob ihnen die übrigen Mittglieder auch ietzo mit einem so lehrbegierigen Stillschweigen zuhören werden, das werde ich mit vielem Verlangen erwarten.

* * *

Der erste Grund
wider die Vernunft der Thiere,

von

Johann Gottlob Werner,
aus Meissen.

Meine Herren,

Da in den vorhergehenden Abhandlungen zur Gnüge bewiesen ist, daß die Seelen der Thiere Verstand haben: so scheint es wohl das Ansehen zu gewinnen, als ob man ihnen die Vernunft keinesweges absprechen könnte. Denn was kann genauer mit einander verbunden seyn, als Vernunft und Verstand? Die Vernunft kann unmöglich ohne Verstand seyn. Denn da sie eine gewiße Art des Verstandes ist, welche im Denken einen ausnehmenden

Vorzug hat: wie sollte der Verstand von ihr können getrennet werden? Aber können wir auch sagen, daß kein Verstand ohne Vernunft seyn kann? Ist uns nicht aus der täglichen Erfahrung bekannt, daß viele Menschen ohne Vernunft handeln, ob sie gleich mit Verstande begabt sind? Wie wollte man demnach den Thieren deswegen eine Vernunft zuschreiben, weil sie Verstand haben, da sie von den Menschen im Verstande gar weit unterschieden sind? Wenn ich den Unterscheid zwischen Menschen und Thieren erwege: so kömmt es mir lächerlich vor, daß einige Weltweisen auf die Gedanken gerathen sind, ob man nicht auch unter den Thieren eine Vernunft antreffe. **Ist nicht die Vernunft das einzige Kennzeichen, wodurch wir die Menschen von den Thieren unterscheiden?** Die Weltweisen, welche sich mit großer Sorgfalt bemühen, in den Erklärungen der Dinge die wahren und beständigen Merkmale derselben bekannt zu machen, haben jederzeit den Menschen als ein vernünftiges Thier beschrieben. Man hat auch jederzeit geglaubet, diese Erklärung sey so wohl abgefasset, daß man dadurch allemal im Stande sey, den Menschen von allen Thieren, sie mögen

gen Namen haben, wie sie wollen, zu unterscheiden. Wenn die Weltweisen von Tugenden und Lastern handeln: so nennen sie die Begierden, wodurch die Menschen zu lasterhaften Handlungen angetrieben werden, thierische Begierden. Wenn die alten Poeten die schändlichen Thaten der Menschen recht lebhaft abschildern wollten: so wiesen sie, daß dieselben mehr ein thierisches als menschliches Gemüth anzeigten. Selbst die göttliche Offenbarung, dessen Ausspruch wahr und unumstößlich ist, nennet die Thiere unvernünftig, und setzet sie eben deswegen den Menschen entgegen. Die Bedeutung des Wortes Thier ist so bekannt, so deutlich und so allgemein, daß ein jeglicher Mensch den Augenblick, wenn er dasselbe nennen höret, ein unvernünftiges Geschöpfe dadurch verstehet. Ja die Erfahrung lehret, daß unstudirte Leute stutzig werden, wenn sie in einem Buche lesen, oder einen Gelehrten sagen hören, daß der Mensch ein vernünftiges Thier sey. Es kömmt ihnen ungereimt vor, daß man Vernunft und Thier mit einander vereiniget. Die Vorstellungen, welche sie von den Thieren haben, hindern sie, daß sie nicht begreiffen können, wie es möglich sey, daß der

Mensch ein Thier genennet werden könne. Der Begriff, in welchem man sich die Thiere als unvernünftige Geschöpfe vorstellet, ist beynahe unter diejenigen zu rechnen, welche wir von unserm ersten Anfange an in unsern Seelen haben, und mit auf die Welt bringen. Denn ein jegliches Kind weis, daß die Thiere, welche es erblicket, unvernünftig sind. So bald es nur zu reden anfängt, so antwortet es auf die Frage, ob Hunde, Katzen, Mäuse, Vögel und andere Thiere, welche man ihnen zeiget, Vernunft haben, ohne Bedenken mit nein. Es bedarf hierinnen keinen Unterricht. Und man mag unter ein Volk kommen, unter welches man will, und wenn es auch in seinen Thaten sonst nach Art der Thiere handelte: so wird kein Kind, welches reden kann, gefunden werden, welches ein Thier für ein vernünftiges Wesen ansehen sollte. Die Vernunft ist demnach das wahre und eigenthümliche Kennzeichen, wodurch man die Menschen von allen Thieren unterscheidet.

Sollte ich mich also nicht wundern, meine Herren, wenn einige unter ihnen behaupten sollten, daß man nicht allen Thieren die Vernunft absprechen könnte. Sie hätten in ihrer Meynung

nung das ganze menschliche Geschlechte wider sich. Die heilige Schrift widerspräche ihnen. Die Erklärung, welche die größten Weltweisen von dem Menschen gegeben haben, stritte wider sie. Wollten sie also einer Meynung, welche weder mit der Erfahrung, noch mit der Vernunft, noch mit der Offenbarung stimmet, Beyfall geben? Wollten sie von den Thieren anders reden, als alle Menschen denken? Wollten sie die Erklärung verwerfen, wodurch die Menschen als vernünftige Thiere beschrieben werden, und solchergestalt den vornehmsten Unterscheid zwischen Menschen und Thieren aufheben?

* *

Der zweyte Grund wider die Vernunft der Thiere,

von

Martin Gottlieb Pauli,

aus Lauban.

Hochzuehrende Herren,

Daß es höchst ungereimt sey, den Seelen der Thiere eine Vernunft zuzuschreiben, solches erhellet aus der vollkommenen Gewalt und Freyheit der Menschen, die Thiere nach ihrem Gefallen umzubringen. Dieses Recht ist nicht etwan ein bloß angemaßtes Recht. Selbst die Gesetze der Natur gestehen uns dasselbe zu, und geben uns eine unumschränkte und völlige Gewalt über das Leben der Thiere. Sollten aber die Thiere vernünftige Geschöpfe seyn: wie könnten die Menschen eine solche Macht und Freyheit über sie haben? Wenn wir dieses gehörig erwegen: so sehen wir uns genöthiget, allen Thieren die Vernunft gänzlich abzusprechen.

Ein

Ein vernünftiges Geschöpfe besitzet unter denen Eigenschaften, deren es unmöglich entbehren kann, auch die Freyheit, welche ein wesentliches und höchst nothwendiges Stücke der Vernunft ist. Soll aber ein Geschöpfe in allen seinen Handlungen frey seyn: so kann kein anderes das Recht haben, selbiges zu dieser oder jener Handlung zu zwingen. Folglich darf auch kein anderes Geschöpfe sich die Gewalt anmassen, ein vernünftiges nach seinem Gefallen umzubringen. Wir wollen setzen, es stünde vollkommen in unserer Gewalt, einem vernünftigen Geschöpfe nach unserm Willen das Leben zu nehmen. Wer siehet nicht gleich bey der ersten Betrachtung dieses Satzes, daß man aus demselben durch die natürlichste Folge schliessen könne: es dürfe also auch ein Mensch dem andern nach seinem eignen Gefallen das Leben nehmen? Wo ist aber wohl ein vernünftiger Mensch zu finden, der diese Meynung billigen sollte? Und wer begreift nicht augenblicklich, daß dieselbe dem ewigen Gesetze der Natur in allen Stücken zuwider sey? Dieses befiehlt uns ausdrücklich, daß wir alle unsere Handlungen zu unsrer und andrer Menschen Wohlfahrt einrichten, und niemanden be-

leidigen sollen. Wie vielmehr verbeut es uns also nicht, andere Menschen um das Leben zu bringen? indem dieses die größte Beleidigung ist, die nur kann gedacht werden. Es erhellet demnach hieraus zur Gnüge, daß es den Gesetzen der Natur in allen Stücken zuwider sey, ein vernünftiges Geschöpfe umzubringen. Betrachten wir also die Begriffe, welche wir von der Vernunft und von einem vernünftigen Thiere haben: so muß es uns höchst widersprechend vorkommen, daß ein Mensch die Macht und Freyheit besitzen soll, ein vernünftiges Wesen nach seinem Gefallen zu tödten. Lassen sie uns die Sache nur etwas umständlicher erwegen, wir werden den Widerspruch augenscheinlich wahrnehmen. Ein vernünftiges Geschöpfe ist in allen seinen Handlungen deswegen frey, damit es unter denselben eine vernünftige Wahl anstellen, und die bessere und vollkommnere der geringern vorziehen soll. Es sind aber alle Handlungen eines vernünftigen Wesens auf seine Erhaltung gerichtet. Sollte also ein Mensch die Gewalt haben, einem vernünftigen Geschöpfe das Leben zu nehmen: so müßte das natürliche Gesetze einander widersprechende Dinge be-

befehlen. Wie soll ein vernünftiges Geschöpfe in seinen Handlungen frey seyn, wenn ein jeder Mensch die unumschränkte Macht hat, dasselbe in seiner Freyheit zu hindern? Es erstrecket sich demnach alles Recht, welches wir Menschen besitzen, ein lebendiges Wesen umzubringen, nicht weiter, als auf solche Geschöpfe, welche ohne Freyheit sind, und in beständiger Knechtschaft und Sklaverey leben.

Wenn ich alles dieses genau bey mir überlege: so kann ich mir unmöglich vorstellen, aus was für Gründen man einem einzigen Thiere eine Vernunft zueignen könne. Entweder der Satz ist falsch, daß wir Menschen das Recht besitzen, die Thiere nach unserm Gefallen umzubringen; oder wir müßen nothwendig behaupten, daß die Thiere unmöglich Vernunft haben können. Sind einige Thiere vernünftig: so haben wir über das Leben derselben keine Gewalt. Denn ein vernünftiges Thier kann nicht ohne Freyheit seyn. Wer wollte aber wohl behaupten, und mit was für Gründen wollte man erweisen, daß das Leben eines freyen Wesens unter der willkührlichen Macht und Gewalt eines Menschen stehen sollte?

Wenn wir alſo einem Thiere auf dem Erdboden Vernunft zuſchreiben wollen: ſo entziehen wir ſolches unſerer Gewalt; ſo leugnen wir die Macht, welche uns das Geſetze der Natur über die Thiere gegeben; ſo berauben wir uns ſelber desjenigen Rechtes, welches uns der göttliche Befehl über die Thiere ertheilet hat. Weder die ewigen Geſetze der Natur, noch die heilige Schrift hat ein einziges Thier von unſerer Bothmäßigkeit ausgenommen. Wir Menſchen ſind Herren über alle Thiere, welche auf der Erde, in der Luft und im Waſſer leben. Auſſer uns Menſchen iſt demnach auf dem ganzen Erdboden kein einziges Geſchöpfe zu finden, welchem man eine Vernunft zueignen könnte.

* *

Der dritte Grund
wider die Vernunft der Thiere,

von

Ernst Salomon Hausdorf,
aus Zittau.

Meine Herren,

Sie wissen bereits, aus welchem Grunde ich neulich allen Thieren die Vernunft abgesprochen habe. Ich bin von der Wahrheit dessen so stark überführet, daß ich glaube, es werde mir niemand, welcher ohne Vorurtheile denket, den Beyfall versagen: Kein Thier hat Vernunft. Ich erweise solches dadurch, weil keines vernünftig reden kann.

Reden ist nichts anders, als seine Gedanken durch Worte zu verstehen geben. Aber wo ist auch nur ein einziges Thier zu finden, welches Worte hervorbrächte? Wer wollte die wunderlichen Töne einer Henne, wenn sie Eyer legen

will; das Murksen eines Taubers, wenn er um die Täubinn herumgehet; das Geschrey einer Aelster, und das Quacken eines Frosches für eine Sprache halten, welche in einer Verbindung der Wörter bestehet? Man hat wohl zuweilen gewißen Vögeln einige Worte beygebracht, die sie öfters wieder hervorbringen. Man höret von einem Staare, einem Papagoy und einem Raben einige Worte hersagen. Allein dieses heisset noch lange nicht reden. Denn zum Reden gehöret noch dieses, daß man die Worte aus eigener Willkühr verbindet. Und dieses kann von den Thieren nimmermehr erwiesen werden.

Gesetzt auch, daß man einigen Thieren eine gewiße Rede zueignen könnte: haben wir aber ein Exempel, daß ein Thier vernünftig geredet habe? Hierinnen lieget die ganze Stärke meines Beweises, und daher werde ich ihn mit aller Sorgfalt zu erläutern suchen. Wer vernünftig redet, der verbindet die Worte in einer solchen Ordnung mit einander, daß man daraus einen Zusammenhang der Wahrheiten erkennen kann. Ich habe nicht Ursache, diese Erklärung entweder zu beweisen, oder mit Exempeln zu erläutern. Sie ist auch dem unge-

lehrtesten Menschen so bekannt, daß er von der Wahrheit derselben aus seinen eignen Reden überzeugt ist. So bald ein Mensch eine Menge Wörter hervorbringt, welche keinen Zusammenhang unter einander haben: so darf nur ein Kind, welches vernünftig reden gelernet hat, dieselben hören, es wird gleich sagen, daß ein solcher Mensch keine vernünftige Rede führe. Je vollkommener die Ordnung der Wahrheiten ist, welche man durch Worte ausdrücket, desto vernünftiger ist die Rede. Daher können sich auch die gemeinen Leute über die Vernunft eines Redners nicht genug verwundern, wenn sie eine ganze Stunde hindurch hören, wie er immer einen Satz mit dem andern verbindet. Nun erwege man, wie die Töne der Thiere beschaffen sind?

Was will ich nach dem Zusammenhange fragen? Es lässet sich nicht einmal zeigen, daß sie Wahrheiten vorbringen. Sie müßten einzelne Töne, welche Ideen und Begriffe anzeigen, dergestalt zusammensetzen, daß man daraus die Verhältniße der Ideen gegen einander abnehmen könnte. Dieses hat wohl noch niemand bey einem Thiere wahrgenommen. Die Hunde sind sehr geschickte und gelehrige Thiere.

Aber das habe ich noch an keinem bemerket, daß er mit seinem Bellen, womit er einen Bettler angefahren, einen Satz ausgedrückt hätte, in welchem etwa der Verstand gewesen wäre, wenn wir sagen: packt euch fort aus dem Hause, ihr habt hier nichts zu suchen, wir geben euch nichts. Wenn man einen Hund mit einem Stück Braten gefüttert hat: so thut er ganz freundlich, und giebt zuweilen eine artige Stimme von sich. Wer wollte aber glauben, daß er gegen seinen Herrn dankbar wäre, und mit seinen Tönen diese Sätze ausdrückte: der Braten hat mir recht wohl geschmeckt, ich bedanke mich daher für ihre Gütigkeit? Da also die Thiere nicht einmal zweene Töne dergestalt zusammensetzen, daß daraus ein Satz entstehet: wie sollten sie Wahrheiten mit einander verknüpfen? Wie sollten sie demnach vernünftig reden?

Wer vernünftig redet, der muß auch allgemeine Wahrheiten ausdrücken. Hiervon findet man bey den Thieren nicht das geringste Merkmal. Wofern ein Kind keine andere Töne hörete, als welche von Thieren vorgebracht werden: so würde es nimmermehr zu einer Sprache gelangen, wodurch es nur eine einzige allge-

meine

meine Idee zu verstehen geben könnte. Vor ungefähr siebenzehen Jahren wurde in dem Holze bey Hameln ein wilder Knabe angetroffen, der auf Händen und Füßen herumkroch, und so hurtig, wie ein Eichhörnchen, auf die Bäume klettern konnte. Ob er gleich damals schon in die funfzehn Jahre seyn mochte: so konnte man doch in seiner Stimme keine vernünftige Worte wahrnehmen. Da also nicht einmal Menschen unter der bloßen Gesellschaft der Thiere auf allgemeine Gedanken können gebracht werden: wie sollte man sich also die Einbildung machen, daß einige Thiere vernünftig reden könnten? Wie sollten demnach Menschen, welche Meister der Sprache, und Lehrer der Vernunft seyn wollen, auf den Wahn gerathen, daß einige Thiere Vernunft hätten?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zweifel
wider den ersten Grund,

von

Christoph Jeremias Rost,

aus Grimma.

Hochgeehrteste Herren,

Ich bin sehr geneigt, der Meynung, daß die Thiere keine Vernunft haben, beyzutreten. Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich diese Neigung nicht als eine Frucht der gegebenen Beweise ansehe, sondern sie entweder meiner Natur oder Auferziehung zuschreibe. Man hat diesen Satz zwar eifrig, aber nicht gründlich genug vertheidiget. Man hat sich mehr auf die Anzahl als die Stärke der Beweise verlassen, und nicht sowohl unsern Verstand zu überzeugen, als uns nur mit listigen Worten zu überreden gesucht. Ich werde die Ehre haben, daß ich es mit ihrer Erlaubniß zeige. Ich will aber nur den ersten Beweis untersuchen. Meine Nachfolger werden vielleicht den

andern

andern und dritten beleuchten. In dem ersten Beweise, daß den Thieren keine Vernunft zukommen soll, berufet man sich darauf, daß solches mit der Erklärung des Menschen streite. Man sagt, wenn der Mensch durch ein vernünftiges Thier erkläret wird: so müßen die Bestien ohne Vernunft seyn. Wider die Art zu schliessen kann nichts eingewendet werden. Wer sie tadeln wollte, dem würde man gewiß einen Platz unter denen Geschöpfen anweisen, welchen man bisher die Vernunft abgesprochen hat. Allein die Qvelle, aus welcher man in diesem Schluße geschöpfet hat, scheinet noch ein wenig trübe zu seyn. Der Mensch ist unstreitig ein vernünftiges Thier: aber es ist noch nicht ausgemacht, daß er es alleine sey. Man muß also zeigen, daß dieser Begriff eine vollständige Erklärung des Menschen in sich faße, und die Menschen von allen andern Dingen, besonders von allen Bestien unterscheide. Es hat auch unser Freund, der sich um die thierische Nation nicht sehr verdient machen wird, dieses wohl eingesehen, und sich daher bey seiner Erklärung auf den Beyfall aller Philosophen berufen. Wie kann er aber dieses so getrost thun? Hat er denn keinen Widerspruch zu befürchten? Leh-

ren ihn nicht die philosophischen Geschichte, überführet ihn nicht die tägliche Erfahrung, daß man noch nicht einig sey, ob die Thiere Vernunft haben, oder nicht?

Jedoch ich sehe zum voraus, daß er diejenigen, so seiner Erklärung zuwider sind, für philosophische Quäcker halten wird. Ich will mich daher meines Rechtes nicht bedienen, sondern zugeben, daß alle ächte Philosophen auf seiner Seite sind. Folget aber hieraus, daß seine Erklärung vollständig sey, und den wahren Unterscheid zwischen Menschen und Thieren angebe? So lange man die Uebereinstimmung der Weltweisen nicht für das Kennzeichen der Wahrheit hält: so lange kann auch unser Freund mit derselben seine Erklärung nicht rechtfertigen. Der Beyfall der Philosophen machet zwar eine Sache wahrscheinlich, aber er setzet sie doch nicht unter die Anzahl der Wahrheiten. Und also scheinet es zwar, daß die gegebene Beschreibung vollkommen, und ein jedes Thier unvernünftig sey: allein der Grad der Wahrscheinlichkeit ist noch sehr geringe. Man sage mir, sind denn diesen Gelehrten alle Arten von den Thieren bekannt? Haben sie alle lebendige Geschöpfe, so sich in der Luft, in der Erde, und

dem

dem Wasser befinden, gesehen und betrachtet? Sie werden selber dieses nicht behaupten. Mit was für Rechte wollen sie also alle Thiere für unvernünftig erklären?

Und gesetzt, daß sie nur von denen Thieren reden, von welchen sie Wissenschaft haben; gesetzt, daß sie an denselben keine Merkmale der Vernunft entdecken: wird man denn darum allen bekannten Thieren die Vernunft mit Gewißheit absprechen können? Keinesweges. Man müßte uns erst überzeugen, daß diese Männer die Thiere genau betrachtet, und alle ihre Handlungen auf das sorgfältigste beobachtet hätten. Man müßte erweisen, daß auch nicht der geringste Grad der Vernunft bey den Thieren anzutreffen wäre. Wir finden also noch keine hinlängliche Ursache, die Erklärung des Menschen darum für wahr zu halten, weil sich derselben viele Gelehrte bedienet haben.

Noch vielweniger aber nöthiget uns der andere Grund hierzu. Es ist nicht zu leugnen, daß Kinder und ungelehrte Leute glauben, daß die Vernunft alleine für die Menschen, nicht aber auch für die Thiere gehöre. Es kömmt ihnen ungereimt vor, wenn sie hören, daß die Bestien, mit welchen sie so verächtlich umgehen,

hen, gewißermassen ihres gleichen sind. Sie können sich nicht einbilden, daß solche Geschöpfe, welche keine menschliche Gestalt haben, die Gedanken gewißer Sachen mit einander vergleichen und verknüpfen sollen. Ja sie würden uns ohnfehlbar auslachen, wenn wir in ihrer Gegenwart behaupten wollten, daß die Thiere, so mit Federn, mit Wolle, mit groben Häuten, mit Schnäbeln, Hörnern, Klauen und großen Schwänzen, mit vier, sechs, acht und mehr Füßen versehen sind, daß diese Thiere nicht ganz und gar unvernünftig wären. Man erkundige sich aber nach der Ursache, warum sie darüber lachen? Sie werden nichts mehr antworten, als dieses, daß die Thiere unmöglich Vernunft haben können. Man gehe weiter, und fordere auch hiervon einen Grund: so wird dieses die allgemeine Antwort seyn, daß sie ihr Lebetage nicht gehöret hätten, daß auch die Thiere vernünftig wären. Ueber dieses wißen sie nicht, was Verstand und Vernunft, noch was ein Mensch oder Thier sey. Allen ihren Erklärungen fehlet gemeiniglich dasjenige, wodurch die Arten von einander unterschieden werden. Und ich bin versichert, daß sie mit eben dem Eifer, womit sie anietzo die

Ver-

Vernunft der Thiere bestreiten, die entgegengesetzte Meynung vertheidigen würden, wenn sie ihnen von Jugend auf wäre beygebracht worden. Wer wollte sich demnach in philosophischen Sachen auf den Beyfall solcher Leute etwas zu gute thun? Wer wollte einen Satz darum für wahr oder falsch halten, weil die Kinder und Unstudirten eben der Meynung zugethan wären? Ich kann mich nicht genug verwundern, daß mein Gegner auf diese Art seine Erklärung zu befestigen vermeynet hat. Es ist ja nicht unbekannt, daß Leute, die sich in der Philosophie nicht geübet haben, in der festen Einbildung stehen, daß eine Farbe etwas wirkliches, und unser Erdboden größer als die Sonne sey. Wir sind alle von dem Gegentheile überzeuget, und werden unsere Meynung nicht ändern, wenn uns gleich alle Ungelehrte deswegen verlachen sollten. Und hieraus erhellet, wie wenig man sich auf das Urtheil der Ungelehrten und Kinder verlassen könne; und wie ungegründet man handele, wenn man nach ihrem Exempel den Thieren die Vernunft abspricht.

So schlecht stehet es also, meine Herren, um die alte und gleichsam erblich fortgepflanzte

Erklärung des Menschen. Jedoch wie sich oft eine sterbende Person unvermuthet erholet, in die Höhe richtet, Hände und Füße beweget, und dem Tode, der schon vor dem Bette stehet, gleichsam Troß zu bieten scheinet: so sammlet auch der Widersacher der thierischen Vernunft alle Kräfte, die ihm noch übrig sind; er beweiset sich in seiner Schwachheit noch gleich einem Helden; er ergreifet die stärksten Waffen, und streitet damit für seine schon halb verlohrne Erklärung. Er glaubet, die Schrift sey auf seiner Seite. Dieselbe redet von unvernünftigen Thieren. Hieraus schliesset man, daß die Vernunft dem Menschen eigen, und seine Erklärung vollständig sey. Aber man zeige, daß in denen Redensarten, in welchen die heilige Schrift die Thiere unvernünftig nennet, alle Thiere verstanden werden. Wird man wider die Regeln der Auslegungskunst verstossen, wenn man es nur von einigen Thieren annimmt? Oder kann man uns versichern, daß die heilige Schrift nicht von einem gewißen Grade der Vernunft rede? Die Thiere können also auch in dem Verstande unvernünftig genennet werden, daß ihre Erkenntniß mit der Erkenntniß des Menschen nicht zu vergleichen sey.

* *

Zweifel wider den andern Grund,

von

Benjamin Groddeck,

aus Danzig.

Hochzuehrende Herren,

So wenig mein Vorgänger die Folge des ersten Satzes gebilliget hat; eben so wenig kann ich den Schluß zugeben, wenn man den Thieren wegen der Herrschaft, welche die Menschen über dieselbe haben, die Vernunft absprechen will. Ich behaupte nicht, daß die Thiere wirklich vrrnünftig sind; ich werde mich nur bemühen, die Schwäche des angeführten Schlußes zu zeigen. Ich werde beweisen, wenn die Thiere gleich unvernünftig wären: so könnte doch dieses aus der Macht, welche man den Menschen über dieselbe beyleget, nicht erkläret werden. Ich leugne nicht, daß wir eine Gewalt über die Thiere haben; ich gebe gerne zu, daß diese Geschöpfe unserm

Willen unterworfen sind. Allein man hat es noch nicht ausgemacht, daß wir in diesem Stücke uneingeschränkt sind. Weder die Offenbarung noch die Vernunft lehren uns dieses. Man findet in beyden keine Gründe, womit man diese unbedingte Herrschaft bestärken könnte. Sie unterweisen uns vielmehr, wie weit sich unsere Freyheit erstrecke. In der ganzen heiligen Schrift finde ich nirgend ein Gebot, daß unsere Herrschaft über die Thiere ohne Schranken seyn sollte. Das Gegentheil aber ist deutlich genug abgefaßt. Ich lese den ausdrücklichen Befehl, welchen Moses dem jüdischen Volke gegeben, daß man aus einem Vogelneste nicht zugleich die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern die Mutter fliegen lassen sollte. Salomo rechnet die Barmherzigkeit gegen das Vieh zu einer Tugend, welche blos den Gerechten eigen ist. Ja der Erlöser der Welt selbst hält es für eine löbliche That, wenn man sein Vieh aus einer Gefahr und von dem Untergange rettet. Er erlaubet dieses so gar am Sabbathe zu unternehmen.

Vielleicht aber wird die Vernunft dieses von uns fordern; vielleicht werden wir dasjenige durch Schlüße ausmachen können, was uns die

Schrift zu verbieten scheinet; und vielleicht wird man den geoffenbarten Wahrheiten einen andern Verstand andichten müßen, damit man seine Meynung befestigen könne. Wenn ich den Satz nach den Regeln der Vernunft betrachte: so deucht mich, daß derselbe der Güte Gottes widerspricht. Ist unsere Gewalt über die Thiere uneingeschränkt: so ist es uns erlaubt, mit ihnen nach unserm Gefallen zu verfahren. Wir dürfen sie aufs empfindlichste martern. Keine Pein ist so unerträglich, kein Verfahren so grausam, welches uns nicht erlaubt wäre, an denselben auszuüben. Wie können wir aber von dem gütigsten Wesen behaupten, daß es beseelte Geschöpfe zu einer solchen Quaal in diese Welt gesetzet habe? Wie würde dieses mit der höchsten Güte zusammenstimmen? Und müßte man es nicht im Gegentheile einer großen Ungerechtigkeit beymessen, wenn ein Wesen lebendige Geschöpfe hervorbrächte, deren Leben den entsetzlichsten Martern ausgesetzt seyn sollte? Man kann hieraus gar deutlich abnehmen, wie sehr die Offenbarung und die Vernunft der angeführten Meynung entgegen sind.

Wir wollen uns noch etwas mit ihrer Erlaubniß bey dem Begriffe der Herrschaft aufhalten. Mir scheint derselbe vor sich selbst unserer Macht Grenzen zu setzen. Wenn ich auf die allgemeine Erklärung dieses Wortes sehe: so begreift dasselbe eine weise Regierung in sich. Man stellt sich unter einem Beherrscher eines Landes eine Person vor, die dasselbe weislich regieret. So lange die Weisheit mit seiner Macht vereinigt ist, so lange verdienet er diesen Namen. Man achtet ihn aber desselben unwürdig, wenn er diese aus den Augen setzet; und er ist in diesem Falle einem Tyrannen weit änlicher. Man kann also aus dem Begriffe darthun, ohne daß man weitere Beweise brauchet, daß unsere Macht über die Thiere eingeschränkt ist. Wenn uns demnach erlaubt wäre, das Vieh nach unserm Gefallen umzubringen, wenn wir die Macht hätten, dasselbe auf das grausamste zu martern: so könnte man von uns keine Herrschaft über dasselbe behaupten; man müßte vielmehr annehmen, daß Gott uns den Misbrauch unserer Gewalt, eine Tyranney und unerhörte Wuth befohlen hätte. Würde aber dieses nicht wider die Vollkommenheiten Gottes streiten?

Ich

Ich laße aus dem, was ich bisher vorgetragen habe, einen jeden urtheilen, ob man diese Folge daraus herleiten könne: daß die Thiere unvernünftig sind. Wäre der Satz richtig, könnte man weiter nichts einwenden, ja müßte man nothwendig zugeben, daß derjenige einen Mangel der Vernunft habe, oder derselben unfähig sey, der unter eines andern Herrschaft stehet: was würde man von denen urtheilen müssen, welche unter dem elenden Joche der Knechtschaft und Sklaverey liegen? Müßte man ihnen nicht die edelste Eigenschaft eines Menschen absprechen? Wäre man nicht gezwungen, sie zu bedauren, daß sie mit dem Viehe einem gleichen Schicksale unterworfen wären?

Ich komme zum Schluße selbst, den man wider die Vernunft der Thiere gemacht hat. Man legte in demselben diese Sätze zum Grunde: was Vernunft hat, das hat eine Freyheit; was Freyheit hat, dessen Leben kann nicht der Willkühr eines andern unterworfen seyn. Wenn man diese Sätze für Grundwahrheiten annehmen könnte: so würde die Folge ihre Richtigkeit haben, daß alle Thiere unvernünftig wären. Man hat aber in denselben einen Fehler versteckt. Man hat noch nicht dargethan, daß

das Leben keines freyen Wesens überhaupt der Willkühr eines andern unterworfen sey. Ich bemerke im vorbeygehen, daß dieser Ausspruch mit andern Sätzen meines Gegners streitet. Wenn ich diesen Ausdruck zu einem Fördersatze mache, und dabey annehme, daß die Thiere eine gewiße Art der Freyheit haben, welches in der Abhandlung von dem Verstande der Thiere ausgemacht worden: so ist der Schluß wider ihn, daß die Thiere eines andern Willkühr nicht unterworfen sind. Wir wollen aber den Schluß selbst betrachten. Soll derselbe allgemein werden: so muß man ihn genauer einschränken. Man müßte ihn so abfaßen, daß alles, was einen solchen Grad von Freyheit hat, wie wir besitzen, keines Menschen bloßer Willkühr überlaßen sey. Der Grad der Freyheit, der uns eigen ist, streitet mit der Herrschaft anderer Menschen über unser Leben. So lange kein Unterscheid der Freyheit ist; so lange hat niemand das Recht über mich zu gebieten, oder auf mein Leben eine Anforderung zu machen. Das Gesetz der Natur verbindet uns hiezu. Unsere Freyheit ist von Natur so beschaffen, daß wir uns in dem natürlichen Stande wegen unserer Handlungen bey keinem Menschen

rechtfertigen dürfen. Ist dieses gewis: so stehen wir unter keines Menschen Gewalt. Niemand, dem wir in der Freyheit gleich sind, hat über uns zu gebieten. Es ist daher unleugbar, daß dasjenige, was einen solchen Grad der Freyheit hat, wie wir haben, keines Menschen bloßer Willkühr unterworfen ist. Folgt es aber, wenn wir annehmen, daß die Thiere Vernunft haben, daß ihre Freyheit so vortrefflich sey, wie die unsrige? Besitzen sie denn eben den Grad der Vernunft, als wir? Hat man es schon erwiesen, daß die Vernunft bey allen einen gleichen Grad der Freyheit erfordert? Wie wenig Vorzüge würde in diesem Falle ein Weltweiser vor einem Landmanne haben! Treffen wir nun unter den Menschen einen Unterscheid in dem Gebrauche der Freyheit an; können wir behaupten, daß die vernünftigen Geschöpfe nicht allemal einen gleichen Grad der Freyheit besitzen: so wird uns nichts abhalten, die Unrichtigkeit der Folge darzuthun, daß bey der angenommenen Vernunft der Thiere ihre Freyheit so edel und so vortrefflich, wie die unsere seyn sollte. Ja ich gebe den ersten Satz noch nicht zu, daß ein vernünftiges Wesen jederzeit und in allen Stücken eine Freyheit habe. Ich

sehe nicht, daß die Vernunft mit der Freyheit nothwendig verknüpft seyn muß. Ich finde bey den Menschen etwas, welches mich abhält, dieses schlechterdings anzunehmen. Wenn wir z. E. einen Vernunftschluß machen: so haben wir keine Freyheit, ob wir die Folge für wahr oder falsch halten wollen. Wenn man die Fördersätze zugiebt, und sie nach den Regeln der Schlüsse verbindet: so ist man gezwungen, die Folge für wahr zu erkennen. Man hat daher nicht mit genugsamer Behutsamkeit wider die Vernunft der Thiere geredet. Sind keine andere Gründe vorhanden, hat man sonst keine stärkere Beweise als diese: so sehe ich nicht ein, mit was für Rechte man allen diesen Geschöpfen das vernünftige Denken rauben will.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zweifel
wider den dritten Grund,
von
Christlieb Traugott Bierling,
aus Luppa.

Hochgeehrteste Herren,

Ich habe bisanhero nicht ohne Vergnügen angehöret, daß meine beyden Vorgänger diejenigen Einwürfe, mit welchen man wider die Vernunft der Thiere zu streiten suchte, so glücklich widerleget haben. Es ist also noch ein einziger Einwurf zu beantworten übrig. Man suchte darzuthun, die Thiere könnten um deswillen keine Vernunft haben, weil sie keine vernünftige Sprache hätten. Allein ich muß gestehen, daß ich nicht einsehen kann, warum die Thiere der Sprache wegen für unvernünftig sollen gehalten werden. Müßen denn alle beseelte Geschöpfe, die keine Sprache haben, unvernünftig seyn? Sind denn die Worte das einzige untrügliche Kennzeichen, woraus man

die Vernunft wahrnehmen kann? Nach meiner wenigen Einsicht läßt sich die Vernunft aus den Thaten eben so wohl, ja öfters noch deutlicher, als aus den Worten erkennen. Wie viel tausend vernünftige Handlungen werden nicht täglich von den Menschen vorgenommen, ohne daß sie der Sprache dabey vonnöthen haben? Warum giebet man also nicht vornemlich auf die Thaten der Thiere Achtung? Und weswegen forschen wir nach ihren Worten, wenn die Thaten schon zu erkennen geben, ob sie vernünftig sind oder nicht? So viel ich weis, so hat zur Zeit noch niemand dargethan, daß ein jedes vernünftiges Wesen nothwendig müße reden können. Ja wer würde sich auch wohl unterstehen, dergleichen zu behaupten? Auf solche Weise würden alle stumme Personen unvernünftig seyn müßen. Und ich weis nicht, ob die Geister alsdenn unter die Zahl der vernünftigen oder unvernünftigen Geschöpfe zu rechnen wären.

Gesetzt aber auch, es hätte seine Richtigkeit, daß ein jedes vernünftiges Thier vernünftig müßte reden können: woher will man denn beweisen, daß die Thiere keine Sprache haben?

ben? Man will solches daraus schliessen, weil man sie keine Worte aussprechen hörete. Kann man aber nicht auch ohne Worte reden? Können sie nicht durch andere Zeichen einander ihre Gedanken offenbaren?

Doch wir dürfen nicht einmal darauf fallen. Wem ist unbekannt, daß die Thiere ebenfalls wie wir Menschen gewiße Töne von sich geben? Können diese Töne nicht vielleicht ihre Worte seyn? Es sind zwar die Töne der Thiere von unsern Worten weit unterschieden. Und man nimmt bey den Stimmen der Thiere nicht so vielerley Veränderungen, als in der menschlichen Rede wahr. Aber daraus läßet sich weiter nichts abnehmen, als daß die Sprachen der Thiere nicht so reich an Worten sind, wie die menschlichen. Die Thiere haben etwan weniger Materie zu reden, als wir, daher brauchen sie auch weniger Worte. Warum sollten aber wenige Worte keine Sprache ausmachen können? Müßen denn eben in allen Sprachen die Wörterbücher etliche Alphabete stark seyn?

Vornehmlich will man die Töne der Thiere aus der Ursache für keine Worte halten, weil

weil sie dem Klange nach von unsern Worten allzusehr unterschieden wären. Ich gebe dieses gerne zu, aber ich sehe nur nicht, was mein Gegner dabey gewinnen wird. Freylich höret man die Thiere weder deutsche noch französische Worte aus freyer Willkühr aussprechen. Allein dem ungeachtet können ihre Töne wirkliche Worte seyn. Macht denn die menschliche Stimme das Wesen einer Sprache überhaupt aus? Was ist es nöthig, daß alle Worte wie unsere Worte klingen sollen? Unsere Worte sind nur eine gewiße Art von Worten. Es ist also schon genug, daß die Thiere bey verschiedenen Gelegenheiten auch verschiedene Töne von sich geben. Anders schreyet ein Hund, wenn er Schläge kriegt; andere Töne macht er, wenn ihn der Hunger plagt; und andere, wenn er sich über die Ankunft seines Wohlthäters erfreuet. Wir Menschen verstehen so gar viele Töne solcher Thiere, die öfters um uns sind, und wissen sehr wohl, was sie zu bedeuten haben. Wißen wir es gleich nicht allemal: so können wir doch deshalben nicht schlechterdings leugnen, daß ihre Töne Worte sind. Würden wir nicht höchst unrecht handeln, wenn wir allen Völkern, deren

Spra-

Sprachen uns unbekannt sind, das Vermögen zu reden streitig machen wollten? Was würde wohl ein Spanier sagen, wenn wir seine Töne, die nicht wie unsere deutschen Worte klingen, für gar keine Worte erkennen wollten? Halten wir Deutschen nun die Sprachen anderer Völker für wahre Sprachen, und ihre Töne für wahre Wörter, ob wir sie gleich nicht verstehen, und dieselben auch mit unsern Worten nicht überein kommen: warum wollen wir nicht auch den Thieren in einerley Sache einerley Recht widerfahren lassen?

Man wendet mir ein, alle vernünftige Worte müßten aus eigner Willkühr hervorgebracht werden. Weil nun dieses bey den Tönen der Thiere nicht geschähe: so könnte man selbige auch nicht für vernünftige Worte ansehen. Sie sehen selbst, meine Herren, wie wenig dieser Einwurf gegründet ist. Zeigen nicht alle Thiere, welche einander locken, gerade das Gegentheil? Warum verändert die Nachtigall eben zu der Zeit, wenn sie nach ihrem Gatten verlanget, die Stimme auf eine so besondere Art? Warum widerholet sie die-

se Lockungen so vielmal? Und weswegen höret sie auf zu rufen, wenn sie den Gatten gefunden hat? Käme die Veränderung der Stimme nur von ungefehr, oder müßte sie wegen der Einrichtung des Körpers erfolgen: so würde man sie auch zu anderer Zeit locken hören. Allein da die Nachtigall stets bey Entfernung ihres Gattens, und niemals in deßen Anwesenheit dergleichen Töne von sich hören läßet: so ist es klar, daß sie aus keiner Nothwendigkeit, sondern willkührlicher Weise hervorgebracht werden. Eben dergleichen Beschaffenheit hat es auch mit den Tönen anderer Thiere.

Doch mein Gegner hat noch mehrere Gründe vorgebracht, welche ihn hindern, daß er die Töne der Thiere für keine Worte erklären will. Er meynet, in dergleichen Tönen wäre keine Ordnung anzutreffen, woraus sich ein Zusammenhang der Wahrheiten erkennen liesse. Aber mit was für Gründen leugnet man diese Ordnung? Jede Gluckhenne widerspricht solchem Vorgeben. Es ist bekannt, daß diese Thiere, wenn sie etwas Futter fin-

den, ihre Jungen zu sich rufen. Die kleine Heerde verstehet auch die mütterliche Stimme alsobald, und kömmt eiligst herzugelaufen. Ist nun in dergleichen Stimme keine Ordnung vorhanden? Warum rufet die Henne alsdenn erst, wenn sie das Körnchen gefunden hat? Könnte sie nicht vorher eben so wohl ihre Jungen zu sich locken? Es muß also das gefundene Körnchen die Ursache seyn, warum sie locket. Und man siehet also, daß in den Stimmen der Thiere allerdings eine Ordnung und Zusammenhang der Wahrheiten anzutreffen ist.

Zuletzt will man den Thieren um deswillen keine Vernunft zueignen, weil sie nicht vermögend wären, allgemeine Wahrheiten auszudrücken. Aber auch dieser Einwurf stimmet mit dem, was uns die Erfahrung von einigen Thieren lehret, keinesweges überein. Man betrachte nur das jetzo angeführte Exempel einer Gluckhenne noch etwas genauer. Rufet nicht dieselbe iegliches Hühnchen stets auf einerley Art? Warum verändert sie ihre Stimme nicht? Sie muß also von den Körnern einen allgemeinen Begriff

haben.

haben. Sie muß wissen, daß sie sättigen und Nahrung geben. Hat man auch ie gehöret, daß sie um eines Sandkornes willen ihre Jungen zusammen locket?

Wer wollte demnach zweifeln, daß nicht einige Thiere von gewißen körperlichen Dingen allgemeine Begriffe haben sollten, und dieselben durch dazu geschickte Töne bekannt machen könnten?

Zweyter Theil,

in welchem

Die Gründe

für

die Vernunft einiger Thiere

gezeiget werden.

Die Erklärung der Vernunft,

von

Christhold Mylius,
aus Reichenbach.

Hochzuehrende Herren,

Bey so gestalten Sachen sind wir in völliger Ungewißheit. Da wir die Gedanken wider die Vernunft der Thiere anhörten: so schien es, daß kein Thier Vernunft hätte. Die Gründe, mit welchen die Vernunft der Thiere widerleget wurde, waren sehr scharfsinnig und wahrscheinlich ausgeführet. Und da ohnedem bisher fast ein jeder geglaubet, daß kein Thier vernünftig seyn könne: so fanden die Beweise

wider die Vernunft der Thiere bey allen einen solchen Beyfall, daß man gänzlich glaubte, es würde niemand diese Einwürfe beantworten können. Wenn wir aber auf der andern Seite auf die Gegenvorstellungen Acht haben, und sie den erstern Gründen entgegen setzen: so finden wir in diesen Beweisen eben so viel Wahrscheinlichkeit, als in jenen; und wißen noch nicht, ob wir die erste Meynung billigen oder verwerfen sollen.

Mich dünkt, wenn wir aus diesen Schwierigkeiten kommen wollen: so müßen wir uns um die Erklärung eines vernünftigen Thieres vergleichen. Ich werde mich daher bemühen, ihnen, hochzuehrende Herren, eine deutliche und hinlängliche Beschreibung von einem vernünftigen Thiere überhaupt zu geben. Wenn eine Erklärung einer Sache vollkommen seyn soll: so wird vornämlich erfordert, daß darinnen die besondern Kennzeichen angegeben werden, wodurch man die Sache, welche man erklären will, von allen andern Sachen beständig unterscheiden kann. Die Erklärung, welche man bisher von dem Menschen gegeben, ist nicht vollkommen genug. Man nennet ihn ein vernünftiges Thier. Hierdurch

ist

ist man noch nicht im Stande, ihn zu aller Zeit von allen andern Sachen zu unterscheiden. Wenn der wesentliche Unterscheid zwischen einem Menschen und einem andern Thiere in der bloßen Vernunft bestünde: so müßten alle vernünftige Thiere Menschen seyn. Solchergestalt wäre weiter kein vernünftiges Thier möglich, welches nicht eben die Bildung hätte, die ein Mensch hat. Wer wollte dieses mit Wahrheit behaupten können? Sollte kein anderer Körper als ein menschlicher geschickt seyn, daß er von einer vernünftigen Seele könnte bewohnet, und regieret werden? Die Gliedmaßen der Menschen tragen zur Vernunft ihrer Seele nichts bey. Man kann wohl keine menschliche Seele blos deswegen für vernünftig halten, weil ihr Körper, welchen sie beherrschet, zwey Beine hat. Wenn einem Menschen im Kriege Hände und Füße weggeschoßen werden: so verliehret seine Seele dadurch nicht die Vernunft. Sollten also nicht vernünftige Geschöpfe seyn können, welche in der äuserlichen Gestalt von den Menschen gänzlich unterschieden wären? Es läßt sich ohne Bedenken behaupten, daß Gott die Planeten, die Sonne und andere Sterne vernünftigen Thieren zur Wohnung gegeben habe.

Wer wollte aber daher schliessen, daß ihre Leiber keine andere als eine menschliche Gestalt haben müßten? Die Hitze auf dem Planeten Mercurius ist wegen der Nähe der Sonne so heftig, daß unser Eisen den Augenblick flüßig werden würde, wenn es auf diesen Weltkörper gebracht werden sollte. Die vernünftigen Thiere, welche auf denselben wohnen, müßen demnach aus solchen Gliedmaßen bestehen, welche unser Eisen an Härte und Festigkeit übertreffen. Diese Thiere sind also gewiß keine Menschen. Dergestalt lässet sich nicht sagen, daß alle vernünftige Thiere Menschen sind. Die Vernunft ist demnach keinesweges dasjenige Kennzeichen, welches den Menschen von allen andern Thieren unterscheidet; und also zur Erklärung des Menschen noch nicht zulänglich. Wenn wir den Menschen ein vernünftiges Thier nennen: so nennen wir nur dasjenige, worinnen der Mensch mit andern vernünftigen Thieren, welche in der Gestalt von ihm unterschieden sind, eine Aenlichkeit und Uebereinstimmung hat. Wir müßen daher ein vernünftiges Thier so beschreiben, daß sich die Beschreibung so wohl für den Menschen, als für andere vernünftige Thiere schicket.

Ein Thier ist vernünftig, wenn aus seinen Handlungen erhellet, daß es ein Urtheil mit dem andern verknüpfet.

Ich sage, wenn ein Thier vernünftig seyn soll: so muß aus seinen Handlungen zu ersehen seyn, daß es ein Urtheil mit dem andern verknüpfet. Ein Thier, welches zwar verschiedene Urtheile macht, aber keines mit dem andern verbindet, hat einen bloßen Verstand, und keine Vernunft. Es wird aber ein Urtheil mit dem andern verbunden, wenn eines den Grund des andern in sich hält, oder sich eines aus dem andern erklären läßt. Ich will die Sache durch ein Exempel erläutern. Wenn wir daher, daß sich das Eis durch die Wärme in flüßiges Wasser auflösen läßt, den Schluß machen, daß es dem Glase änlich sey: so verknüpfen wir ein Urtheil mit dem andern. Indem wir dieses thun: so beweisen wir, daß wir vernünftig denken.

Woferne man dieses bey einigen Thieren zeigen kann: so hat man daran, daß die Seelen solcher Thiere Vernunft haben, gar nicht zu zweifeln.

* *

Der erste Grund für die Vernunft einiger Thiere,

von

Carl Gottlob von Penzig.

Hochzuehrende Herren,

Wenn ich darthun könnte, daß einige Thiere geometrisch arbeiten: so würde ich von denselben ohnstreitig mit allgemeinem Beyfalle sagen können, daß sie nicht nur urtheilen, sondern auch in ihren Urtheilen eines mit dem andern verbinden. Ich nenne diejenige Arbeit geometrisch, welche nach denen Sätzen eingerichtet wird, welche die Geometrä von Linien, Winkeln und Figuren geben. Diese Sätze sind allgemein. Also ein Wesen, welches nach geometrischen Sätzen arbeitet, hat in seinem Verstande allgemeine Wahrheiten, und verbindet eine Wahrheit mit der andern. Wir wollen einen Triangel betrachten. Die Geo-

Geometrie lehret uns, daß alle Winkel in einem Triangel zusammen 180 Grad ausmachen. Dieser Satz ist von dem recht winklichten Triangel so wohl als von dem spitz- und stumpfwinklichten wahr. Er ist daher allgemein. Die Geometrie lehret uns ferner, daß zwo Seiten eines Triangels zusammen genommen größer sind, als die dritte. Dieser Satz ist gleichfals allgemein. Und so sind alle Sätze und Urtheile der Geometrie beschaffen. Sie sind aber auch alle auf das genaueste und in der schönsten Ordnung miteinander verbunden. Wollte man demnach zweifeln, daß ein Thier, welches seine Arbeit in geometrischer Ordnung verrichtet, ein Urtheil mit dem andern verknüpfe? Ein Mensch mag uns noch so unbekannt seyn. Wenn wir ein Werk von ihm sehen, welches er nach der Geometrie gemacht hat: so gestehen wir es gleich zu, daß er unter seinen Urtheilen eine vortreffliche Ordnung beobachtet habe. Warum wollten wir dieses nicht auch von einem andern Geschöpfe sagen, wenn wir fänden, daß es gewiße Sachen nach Art der Geometrarum zusammen setzte.

Unter denen Thieren, welche von uns Menschen unterschieden sind, finden wir wirklich ei-

nige, welche in ihrer Arbeit nach den Sätzen von den Linien, Winkeln und Figuren verfahren. Ich erinnere mich, daß in eben dieser Gesellschaft von einem geschickten Mitgliede derselben, welches heute wider die Vernunft der Thiere gestritten, bereits ehedem, als man die Existenz der Seelen der Thiere untersuchet und behauptet hat, mit ungemeiner Gründlichkeit ist erwiesen worden, daß die Bienen in ihrer Arbeit die mathemathischen Regeln auf das genaueste in Acht nehmen, welche uns Euklides in seinem fünften Buche erwiesen hat. Es ist damals gezeiget worden, daß sie sich nach denen durch vieles und mühsames Nachdenken erfundenen Verhältnißen ohne einigen Unterricht in aller ihrer Arbeit vollkommen richteten. Man hat damals eine weitläuftige Beschreibung aus der Historie der Akademie der Wissenschaften zu Paris angeführet, in welcher Maraldi gewiesen, wie ordentlich und wie geometrisch die Bienen ihre sogenannten Honigwaben bauen. Ich will diese Beschreibung nicht wiederholen, da sie damals schon erzählet worden ist, zumal da wir noch mehrere Exempel von Thieren finden, welche eben so geometrisch als die Bienen arbeiten. Ich besinne mich

aniezo auf die Geschicklichkeit der Raubameise. Diese bauet einen Kegel von Sande, und bildet denselben dergestalt, daß die Spitze unten, die Basis oder Grundfläche oben zu stehen kömmt; und wartet unter der Spitze desselben, bis etwan eine Fliege oder ein anderes Gewürme an den Kegel kömmt. So bald dieses geschiehet: stößt sie an die Spitze des Kegels, daß er zusammen fällt; und überschüttet damit das Gewürme. Wie viele Behutsamkeit muß nicht dieses Thierchen in Verfertigung ihres Kegels anwenden, damit derselbe nicht mitten unter ihrer Arbeit zusammen fällt, da sie ihn aus Sandkörnchen bauet? Und wenn wir erwegen, was für Kunst in einem Kegel stecket, und wie eines mit dem andern verbunden ist: so müßen wir uns noch mehr über die Geschicklichkeit der Raubameise verwundern. Ein Kegel entstehet, wenn sich eine gerade Linie, die von einem festen Punkte niemals ausweichet, sich mit dem andern Ende um die Peripherie eines Zirkels beweget. Die Raubameise muß also einen Begriff von einer geraden Linie, von einem Zirkel, und von einem Kegel haben; sie muß in ihrer

Arbeit

Arbeit nothwendig diese Begriffe miteinander verbinden, und den Schluß machen, daß ein Kegel entstehet, wenn der Körper so gebildet wird, daß sich eine gerade Linie, die mit dem einen Ende in einem festen Punkte stehet, mit dem andern Ende um einen Zirkel beweget. Beweiset dieses nicht zur Gnüge, daß die Raubameise geometrisch arbeitet, und also gewiße Urtheile miteinander verbindet?

An den Seidenwürmern finden wir eben so vortreffliche Merkmale, daß einige Thiere nach den Sätzen der Geometrie arbeiten, und Begriffe und Urtheile miteinander verknüpfen. Dieses nützliche Thierchen ziehet einen Faden aus sich selbst heraus und um sich herum. Dieser Faden ist von ungemeiner Länge, und beträgt öfters in die 400 Ellen. Indem es aber diesen Faden verfertiget: so wickelt es denselben dergestalt zusammen, daß ein Gehäuse daraus wird, in welchem es einige Zeit verborgen liegt. Dieses Gehäuse hat von aussen die Figur eines Eyes. Folglich wird dieser Faden, nach einer elliptischen Linie, in einander geschlungen. Der Seidenwurm heftet auch

gleich anfangs seinen Faden in demjenigen Umfange an, welcher zu der Länge desselben vonnöthen ist. Und sein erster Anfang ist bereits elliptisch. Wer weis aber nicht, daß die Ellipsis und die elliptische Linie in die Geometrie, und noch dazu in die höhere Geometrie gehören? So viel also in der Ellipsi Regeln verbunden werden, so viel Sätze oder Urtheile muß der Seidenwurm wißen und miteinander verbinden. Wer wollte also wohl länger zweifeln, daß in den Seelen derjenigen Thiere, welche wirklich geometrisch, und nach den Grundsätzen von Linien, Winkeln und Figuren arbeiten, eine Verbindung der Urtheile statt habe?

* *

Der zweyte Grund für die Vernunft einiger Thiere,

von

Johann Christian Körner,
aus Dresden.

Meine Herren,

Es giebt einige Thiere, deren Seelen für das Zukünftige sorgen. Diese müßen gleichfals urtheilen, und einen Gedanken mit dem andern verknüpfen. Wenn ein Mensch seine Gedanken auf das Zukünftige richtet: so ist es ausser Streit, daß er solches ohne Verbindung gewißer Urtheile nicht thun kann. Wie sollten also Thiere ohne dieselbe auf das Künftige können bedacht seyn? Ich kann also mit gutem Grunde behaupten, daß in der Seele eines Thieres eine Verbindung von Urtheilen statt habe, wenn es wegen des Künftigen sorgfältig ist. An Exempeln solcher Thiere ist kein Mangel. Die Ameisen arbeiten im

Som-

Sommer, damit sie den Winter über zu zähren haben. Ihre Absicht läßet sich aus der Ordnung, in welcher sie ihren Vorrath einsammlen, und aus dem Bauen, mit welchem sie ihre Wohnungen zubereiten, in Deutlichkeit abnehmen. Sie verfertigen ihre unterirdische Zimmer ohne Beyhülfe eines Werkzeuges blos mit den Gliedmaßen ihres eigenen Körpers. Keine schließet sich von der Arbeit aus, jegliche nimmt eine besondere Verrichtung auf sich, einige graben, andere schaffen die Erde weg. Die gemachte Grube theilen sie in drey besondere Zimmer, davon das oberste die Vorrathskammer, das mittelste ihren Speisesaal, und das unterste den Ort ihres Begräbnißes abgiebt. Wenn ihre Wohnung inwendig fertig ist: so verwahren sie dieselbe von aussen mit großen Haufen aufgeschütteter Erde, in welchen die Gänge so mannigfaltig untereinander gehen, daß sich ein kleines Thier von andrer Art darinnen verirren und umkommen muß.

Eben so groß ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihre künftige Nahrung eintragen. Sie gehen in einer Reihe auf das nächste Feld. Einige

nige steigen auf die Spitzen der Aeren hinan, und beißen die Körner heraus. Diejenigen, welche unten an dem Halme sind, tragen sie fort, und bringen sie in das ordentliche Behältniß. Eine Reihe geht heraus, indem die andere heimgehet, und keine ist der andern auf dem Wege hinderlich. Kann eine mit ihrer Last nicht fortkommen: so hilft ihr die andere, indem sie das Korn zerbeißen. Sie sind in dieser Bemühung unverdroßen, und wenden Tag und Nacht dazu an. Damit auch nicht der Regen ihnen den gesammleten Vorrath verderben möge: so suchen sie sich mit großen Erdhaufen dagegen zu verwahren. Ist die Näße durchgedrungen: so bringen sie die nassen Körner bey warmen Sonnenscheine an die Luft, und trocknen sie. Geht dieses nicht an, so zerbeißen sie das feuchte Körnchen, damit es nicht auswachsen könne. Sind einige schwach: so werden sie von den andern ernährt. Sind einige krank: so werden sie von den andern verpflegt. Sterben einige: so werden sie von den andern in die Erde begraben. Also haben sie insgesammt ihre Arbeit, welche sie verrichten. So wundernswürdig ist demnach die Vorsorge, welche diese Thiere für ihre künftige Wohl-

fahrt tragen. Wer zeiget ihnen, wenn die Zeit sey, da sie einsammlen müßen? Wer weiset ihnen, wie das eingesammlete aufzuheben und vor der Näße zu verwahren sey? Wer befiehlt ihnen, daß sie einander helfen die Kranken warten, und die Todten begraben sollen? Sollten ihre Seelen nicht eine vortreffliche Kraft zu urtheilen haben? Sollten ihre Urtheile in keiner Verbindung untereinander seyn?

Gleiche Aufmerksamkeit verdienet die Feldgrille mit Maulwurfsfüßen, oder der Schrotwurm. Dieser leget unter viel tausend Thieren einen besondern Beweis von der Vorsorge für seine Jungen ab. Er macht ein Loch in einer ziemlich harten Erdscholle, und legt seine Eyer darein. Damit aber kein feindliches Ungeziefer dazu kommen möge: so führt er einen Graben um die ganze Erdscholle, und hält ordentliche Wache dabey, und geht von Zeit zu Zeit um denselben herum. Bey warmen Sonnenscheine trägt er die Eyer heraus, damit sie von der Wärme gebrütet werden. Geht aber die Luft etwas kühle, oder fällt Regenwetter ein: so vergräbt er sie wieder desto tiefer in die Erde. Sind dieses nicht unleug-

leugbare Merkmale einer urtheilenden Seele? Zeigen nicht die vielerley Bemühungen, daß ihre Urtheile unterschieden seyn müßen? Weiset nicht der Zusammenhang dieser Handlungen, daß unter den Urtheilen eine Verbindung seyn müße?

Auf diese Weise denken und urtheilen die Seelen der Biber, welche auf den Pfählen am Ufer großer Wässer mit vieler Geschicklichkeit ihre Hüten bauen. Wenn sie ihren Bau anfangen wollen: so treten ihrer 30 bis 40 in eine Gesellschaft; suchen sich einen Ort aus, wo sie am bequemsten und sichersten zu leben gedenken; und theilen die zum Bau gehörige Arbeit in der schönsten Ordnung unter sich. Einige gehen nach Holze, andre nach Tonerde. Damit sie diese Sachen an Ort und Stelle bringen mögen: so lassen einige ihren Leib gleichsam zu einem Karren gebrauchen, auf welchem die andern die Last legen, und dahin führen, wo sie ihren Bau anzulegen entschlossen sind. Wenn alles beysammen ist: so gibt einer einen Mäurer, ein anderer einen Handlanger, ein anderer einen Baumeister ab. Etliche arbeiten die Pfähle aus, andere befestigen dieselben in die Erde,

und

und die übrigen machen das übrige zum Bau gehörige Holz zurechte. Dieses gesellschaftliche Leben, diese Eintheilung der verschiedenen Arbeiten, diese Geschicklichkeit in Zusammentragung der Materialien, diese Einigkeit in ihren Bemühungen, diese sorgfältige Zusammensetzung der Theile ihrer Hüten, diese kluge Vorsorge für ihre künftige Bequemlichkeit, dieses alles, sage ich, ist ein deutlicher Beweis, daß die Urtheile, welche in den Seelen der Biber entspringen, einen eben so richtigen Zusammenhang unter einander haben, als derjenige ist, über welchen wir uns in ihrer Arbeit verwundern.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der dritte Grund für die Vernunft einiger Thiere,

von

Ernst Christian Wagner,

aus Altenburg.

Meine Herren,

Einige Thiere unternehmen solche Handlungen, welche so gar mit den sittlichen Handlungen und vernünftigen Affecten der Menschen übereinkommen. Legen wir nun in solchem Falle den Menschen eine Fähigkeit bey, ein Urtheil mit dem andern zu verknüpfen: so sehe ich keinen Grund, warum wir einem andern Wesen dieselbe absprechen wollten, wenn es in seinen Thaten und Gemüthsbewegungen auf eine gleiche Art verfähret. Können wohl Eltern ihre Kinder mit einer größern Sorgfalt verpflegen, als einige Thiere ihre Jungen? Ihre ausnehmende Liebe treibt sie zu einer sol-

solchen Vorsicht an, welche bey vernünftigen Geschöpfen nicht größer seyn kann. Die Vögel wissen die Erbauung ihrer Nester so einzurichten, wie es die Bequemlichkeit für ihre Jungen erfordert. Sie erwählen sich stille Oerter, und füttern ihre Nester mit so weichen und warmen Materien aus, daß die Eyer weder zerbrochen, noch von der Kälte verletzet werden können. Haben sie zu besorgen, daß man ihnen nachstellen werde: so wissen sie solche so künstlich zu verbergen, daß das Auge dererjenigen, welche dergleichen Nester suchen, betrogen wird. Man bewundert absonderlich die Verschlagenheit einiger americanischen Vögel, deren Nester den Nachstellungen der Affen unterworffen sind. Sie wissen, daß diese Thiere eine große Fertigkeit besitzen, die Bäume hinanzuklettern, aber dennoch sich auf den zarten Aesten wegen der Schwere ihrer Körper nicht erhalten können. Daher pflegen sie ihre Nester an den Zweigen der Bäume anzuhengen, und auf solche Art ihre Eyer und Jungen in Sicherheit zu setzen. Sollte man wohl zweifeln, ob die Seelen dieser Vögel eine Fähigkeit besäßen, gewiße Urtheile

miteinander zu verbinden? Jedoch nicht allein die geschickte Erbauung der Nester, sondern auch die Sorgfalt der Thiere für die Jungen selbst giebt uns deutliche Beweisthümer, daß sie auf das Wohl derselben sonderlich bedacht seyn müßen. Was geben sich nicht einige Vögel für Mühe, ihre Jungen zu füttern, und sie mit ihren Federn wider die Kälte zu beschützen? Wenn es zu heiß ist: so machen sie ihnen Schatten, damit ihnen die Sonnenstrahlen keinen Schaden zufügen mögen. Die allerfurchtsamsten Thiere, welche sonst vor Menschen und Hunden alsobald die Flucht ergreiffen, nehmen zu der Zeit, wenn sie ihre Jungen führen, eine gewiße Herzhaftigkeit an, und setzen sich ihnen zu Gefallen oftmals in die größte Gefahr. Was für ein grimmiges Ansehen weis sich nicht eine Henne zu geben, wenn ein Hund von ohngefähr ihre Heerde in Unordnung bringt? Sie bärstet sich auf, sie erhebt ein schreckliches Geschrey, ja sie wagt sich wohl gar, sich mit ihm in einen Kampf einzulaßen. Sie sucht durch grimmige Geberden diesem ungleich stärkern Feinde einen Begriff von ihrer Wuth beyzubringen, und

ihn hierdurch in Furcht zu setzen. Andere Thiere suchen dasjenige durch List auszuführen, was sie wegen Mangel der Waffen zu thun nicht vermögend sind. Wenn die Rebhüner Junge haben, und von den Hunden verfolgt werden: so pflegen sie dieselben mit besonderer Verschlagenheit zu betrügen. Sie fliegen anfangs in die Höhe, fallen aber in einer kleinen Weite wieder nieder, damit es scheine, als triebe sie die Liebe zu den Jungen, in der Nähe zu bleiben. Dieses wiederholen sie so lange, bis die Hunde von den Jungen so weit entfernet sind, daß sie dieselben nicht mehr ertappen können. Würden sich wohl diese Thiere zu andrer Zeit so weitläuftiger Umstände bedienen, wodurch sie selbsten in Gefahr gerathen könnten, wenn sie nicht für die Erhaltung ihrer Jungen besorget wären? Würden sie aber wohl im Stande seyn, dieser Neigung auf eine so geschickte Art Gnüge zu leisten, wenn sie nicht aus den Umständen urtheilen könnten, was sie für Mittel dazu gebrauchen sollten? Dieser väterliche Trieb der Thiere

zur Versorgung ihrer Jungen erstreckt sich nicht nur auf diejenigen, welche ganz unvermögend und hülflos auf die Welt kommen. Auch diejenigen, welche geschickt sind, sich selbst zu ernähren, so bald sie gebohren werden, haben die Wirkung dieser Neigung zu genießen. Zum wenigsten sind ihre Eltern bemühet, die Nester mit gehöriger Sorgfalt zu bauen, und sie mit genugsamer Nahrung anzufüllen. Die Schlupfwespe trägt sich allerhand Raupen und Gewürme in ihre Zellen, und verwahrt sie, damit sie den ausgebrüteten Jungen alsdenn zur Nahrung dienen können. Es würde mir gar nicht schwer fallen, durch häufige Exempel zu erweisen, daß sich die Liebe der Thiere auch zu ihren Gatten auf eine eben so merkwürdige Art äusere. Wir sehen, daß sie gleichsam die Beschwerlichkeiten des Ehestandes miteinander theilen, und einander hülfreiche Hand leisten. Wir bemerken an den Vögeln, daß das Männchen das brütende Weibchen entweder zu gewißen Zeiten ablöset, oder ihm die Speise selbst in das Nest bringet.

Ist dieses nicht ein Beweis ihrer ehelichen Treue und Gewogenheit?

Jedoch wir haben noch deutlichere Kennzeichen, aus welchen erhellet, daß einige Thiere sittliche Handlungen ausüben. Das Gesetz der Natur verbindet uns, den Eltern in ihrem Alter eben diejenige Wartung zu ertheilen, welche sie uns in unserer Jugend erwiesen haben. Meynen sie aber, meine Herren, daß die Ausübung dieser Pflicht nur bey vernünftigen Menschen gefunden werde? Auch die Thiere unterziehen sich derselben, und beobachten hierinnen ihre Schuldigkeit. Plinius erzählet von den Ratten, daß sie ihre Eltern mit besonderer Liebe ernährten. Weit merkwürdiger aber ist es, was die Naturkündiger an den Krannichen bemerket haben. Diese lassen sich nicht blos begnügen, ihre Alten mit Speise zu versehen, und mit ihren Federn zu erwärmen. Sie suchen so gar den Mangel der Natur zu ersetzen. Sie führen die Alten in die Höhe, unterstützen sie mit ihren Flügeln, und bemühen sich,

die entwöhnten Glieder wieder in die alte Uebung zu bringen. Habe ich nun wohl zu viel gesprochen, wenn ich den Thieren sittliche Handlungen beygeleget?

Scheint ihnen aber auch dieses noch nicht hinlänglich zu seyn: so kann ich aus noch mehreren Gründen darthun, daß einige Thiere in ihren Handlungen wie vernünftige Menschen verfahren. Es ist bekannt, daß es eines der wichtigsten Stücke in der Redekunst ist, daß man die Affecten der Menschen nach seinem Vortheile zu erregen wisse. Aber wir finden, daß diese Geschicklichkeit nicht blos unter den Menschen herrsche, sondern auch den Thieren bekannt sey. Plinius soll mir abermal hiervon ein Exempel geben. Pompejus wollte vor Zeiten der Venus einen Tempel weyhen, und stellte bey dieser Gelegenheit prächtige Schauspiele an. Er lies unter andern zwanzig Elephanten auf den Schauplatz bringen, welche die numidischen Schützen mit ihren Pfeilen erlegen sollten. Da diese Thiere sahen, daß sie mit Pfeilen verfolgt würden,

und

und sich durch die Flucht nicht erretten könnten: so fiengen sie an, durch ein erbärmliches Geschrey ihr Schicksal zu beklagen, und suchten auf solche Weise das Volk zur Barmherzigkeit zu bewegen. Die Zuschauer wurden auch wirklich durch diese klägliche Bezeigung der Elephanten dermaßen bewegt, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnten. Sie stunden insgesamt auf, und dräueten dem Pompejus diejenige Strafe, die er bald hernach hat ausstehen müßen. Hätten wohl die geschicktesten Klagen eines geübten Redners bey einer so großen Menge Volks eine bessere Wirkung haben können?

Die Thiere sind nicht blos auf ihre eigene Erhaltung bedacht: sie bemühen sich auch oftmals den Menschen Wohlthaten zu erweisen. Wie viele Personen sind nicht durch die Hülfe eines Löwen, oder eines andern wilden Thieres erhalten worden? Es ist bekannt, daß Alexander der Große durch die Treue seines Pferdes ist bewogen worden, den Namen desselben durch die Erbauung einer Stadt zu verewigen, weil es ihn in einem Treffen

erret-

errettet hatte. Von denen Elephanten, welchen Cicero eine besondere Liebe gegen die Menschen zuschreibt, berichtet Plutarchus, daß sie mit verwundeten Personen ein großes Mitleiden hätten, sie mit Arzneymitteln versähen, und ihnen die Pfeile mit großer Behutsamkeit aus den Wunden zögen. Wenn ihre Herren im Treffen verletzt werden, oder herabfallen: so heben sie dieselben mit ihrem Rüssel ganz gemächlich wieder auf, und bringen sie in Sicherheit. Seneca erzählet uns von einem Löwen, welcher seinen ehemaligen Wärter noch auf dem Kampfplatze erkannt, und ihm daher das Leben geschenket hat.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle diejenigen Geschichte anführen wollte, welche lehren, daß sich die Thiere gegen die Menschen wohlthätig erzeiget haben. Wir finden so gar, daß einige unter ihnen die Regeln der Billigkeit beobachten. Weil es scheint, als ob sich die Elephanten die Ausübung solcher Handlungen besonders eigen gemacht hätten: so werden sie mir erlauben, von einem eine Geschichte anzuführen,

welche uns Lipsius erzählet, und zu Erläuterung meines Satzes sehr vieles beytragen kann. Ein Elephante ward von ohngefähr in einem Wirthshause in einen Stall geführt, worinnen sich auch ein Esel befand, welcher sich an einem Bunde Heu sättigte. Der Elephante war hungrig, und lies sich von der Begierde zum Fressen verleiten, seine Pflicht aus den Augen zu setzen. Er jagte den armen Esel bey Seite, und verzehrte das für denselben bestimmte Heu mit größter Begierde. Kurz darauf bekam der Elephante sein gewöhnliches Futter. Er erinnerte sich des vorher an dem Esel verübten Unrechts, und theilte sein Futter in zweene Theile. Den einen behielt er für sich, den andern aber gab er dem Esel zur Ersetzung seines erlittenen Schadens. Ist dieses nicht eine That, welche wir bey einem Menschen für eine Tugend halten würden? Da sich aber die Thiere die Regeln der Billigkeit so empfohlen seyn lassen: so können wir es ihnen auch nicht verargen, wenn sie das Unrecht und die Beleidigungen zu rächen suchen. Hiervon erzählet uns a Costa ein merkwürdiges Beyspiel. Zu

Cochin trug sichs zu, daß ein Soldate einen Elephanten dadurch beleidigte, weil er ihm nicht auswiche, da er ihm auf der Strasse begegnete. Der Elephante, welcher solches so wohl sich als seinem Führer für einen Schimpf hielt, wollte solches alsbald rächen, mußte aber auf Befehl seines Führers seinen Zorn unterdrücken. Nach einigen Tagen traf er eben diesen Menschen an einem Fluße an; und weil er nicht unter der Aufsicht seines Führers war: so vollstreckte er an seinem Beleidiger, was er ihm neulichst geschenket hatte. Er ergriff den Soldaten, tauchte ihn etliche mal unter das Wasser, und da er naß genug war, so nahm er ihn unbeschädigt heraus, und lies ihn wieder gehen. So pflegen also auch einige Thiere ihre Feinde zu merken, und ihre Rache nach dem Maße der Beleidigung einzurichten. Es scheint, daß einige Thiere gewiße Gesetze unter sich haben, nach welchen sie die Uebertreter derselben mit einer Todesstrafe belegen. An den Störchen hat man bemerkt, daß sie denjenigen umbringen, welcher sich zu spät in ihren Versammlungen einfindet. Die übrigen schließen ei-

nen Kreis, und zerreissen ihn mit allgemeinem Beyfalle in Stücken. Sollte man wohl bey so merkwürdigen Exempeln weiter Bedenken tragen, einigen Thieren sittliche Handlungen beyzulegen? Sie verpflegen ihre Jungen, sie lieben ihre Gatten, sie versorgen diejenigen, welche die Schwachheit des Alters entkräftet. Wie kömmt es, daß sie sich ängstlich zu stellen wissen, wenn sie der Menschen Hülfe begehren? Wie kömmt es, daß sie ihre Beleidiger merken, und ihnen die Rache lange Zeit nachtragen können? Müßen wir nicht einräumen, daß sie urtheilen? Müßen wir nicht zugestehen, daß sie eines aus dem andern zu schliessen wissen? Bey so gestalten Sachen werde ich es mir nicht ausreden lassen, daß nicht dergleichen Handlungen bey den Thieren aus einer Kraft zu urtheilen, und die Urtheile miteinander zu verbinden, herstammen sollten.

Der

* *

Der vierte Grund für die Vernunft einiger Thiere,

von

Friedrich Heinrich Wagner,

aus Altenburg.

Meine Herren,

So richtig man aus den Handlungen einiger Thiere schließen kann, daß sie ein Urtheil mit dem andern verknüpfen: so deutlich lässet sich solches aus der Stimme und den Tönen einiger Thiere abnehmen. Ich kann zwar leicht vermuthen, daß mein Ausspruch eine Verwunderung erwecken werde. Es wird wenig fehlen, daß man nicht denken dürfte, ich wollte in die Fußtapfen des Apollonius Tyaneus treten. Allein die Betrachtungen, welche ich über die Töne einiger Thiere angestellet, haben

ben mir so deutliche Merkmale von ihrer Sprache gewiesen, daß ich dieselbe ohne einige Furcht behaupte. Wenn ich das Wort Sprache nenne: so verstehe ich dadurch einen Ausdruck derer Gedanken, in welchen ein ordentlicher Zusammenhang ist. Eine solche Sprache wird bey einigen Thieren angetroffen, so groß auch der Unterscheid zwischen ihren Tönen und der Stimme der Menschen seyn mag. Viele Thiere sind durch die Abwechselungen ihrer Stimme vermögend, einander zu gewißen Handlungen aufzumuntern, die kein Mensch ohne viele Gedanken unternehmen könnte. Wer wollte nicht daher schließen, daß die Kraft zu urtheilen in den Seelen solcher Thiere, welche dergleichen Töne hervorbringen, mit der urtheilenden Kraft der Menschen in dem Stücke, da sie ein Urtheil mit dem andern verbinden, eine Aenlichkeit haben sollte?

So bald eine Gluckhenne ein Körnchen findet: so pfleget sie eine so künstliche Stimme zu erheben, daß die Jungen den Augenblick mit einer heftigen Begierde auf den Ort

zulaufen, wo sie das Körnchen aufbehält. Wenn eine Mutter eine Speise findet, welche sie für ihr junges Kind gesuchet hat, und dasselbe rufet: so machet sie in Vergleichung der Speise mit dem Vergnügen, welches ihr Kind durch den Geschmack bekommen wird, eine Menge Urtheile, welche alle den Grund in der Begierde haben, das Kind zu sättigen und zu vergnügen. Kann man sich bey der Gluckhenne eine andere Begierde einbilden? Hat sie nicht eben diese Absicht? Sind also ihre Urtheile bey dem gefundenen Körnchen nicht eben in einer so guten Verbindung?

Es ist wohl wahr, daß wir in denen Tönen, wodurch die Thiere ihre Begierden entdecken, nicht so viele Abwechselungen anmerken, als in dem Ausdrucke unserer Begierden. Allein wie wäre es, wenn ihre Töne so beschaffen wären, daß einer nicht nur eine Idee, sondern ein ganzes Urtheil, ja wohl eine ganze Verbindung von Urtheilen in sich begriffe? Haben nicht die Philosophen einige Kunstwörter erdacht, welche von dieser

Beschaf=

Beschaffenheit sind? Begreift nicht das bekannte Celarent drey Urtheile in sich? Zeigt es nicht an, daß der erste Satz in einer Schlußrede allgemein und verneinend, der andre allgemein und bejahend, und der dritte gleichfalls allgemein und verneinend seyn solle? Könnten nicht auch die Thiere dergleichen Töne haben, da einer viele Urtheile ausdrückete? Das Unvermögen, diese vielen Urtheile durch unser Gehör zu erkennen, ist kein Beweis, daß wir solches leugnen dürfen. Wenn ein Taubgebohrner hörend wird: so weis er in denen Wörtern, welche in unsrer Sprache viele Gedanken ausdrücken, eben so wenig zu unterscheiden, als wir in den Tönen der Thiere unterscheiden können. Und wenn ein Deutscher, welcher kein französisch verstehet, einen Franzosen reden höret: so verhöret er hundert Töne, ob er gleich noch so genau drauf Acht hat. Daher also, daß wir in den Stimmen der Thiere so wenig Töne von einander unterscheiden, folget gar nicht, daß sie nicht unterschieden sind, und unterschiedene und mit einander verknüpfte Urtheile andeuten. Aus dem, was ihre Töne ver-

ursachen, erhellet das Gegentheil. Der König Pyrrhus traf einesmals auf einer Reise einen Hund an, welcher bereits drey ganzer Tage lang ohne Speise und Trank bey einem todten Körper gelegen hatte. Als der König den Todten hatte begraben lassen: so folgte ihm der Hund. Wenige Tage darauf musterte der König sein Kriegesheer. Der Hund legte sich neben den König. Als er nun unter den vorbeygehenden Soldaten die Mörder seines gewesenen Herrn gewahr wurde: so sprung er mit voller Wuth auf sie zu, fing erschrecklich an zu bellen, und kehrete alsdenn wieder zu dem Pyrrhus zurücke. Die Mörder geriethen also in Verdacht, und da einige Umstände dazu kamen: so wurden sie befragt, und endlich überführt, daß sie die Mordthat nicht leugnen konnten. Hat also dieser Hund nicht gewußt, daß diese Soldaten seinen Herrn umgebracht? Hat er nicht eben dieses anzeigen wollen? Hat er nicht den König aufmerksam machen und ermahnen wollen, daß er die Mörder strafen möchte? Hat er nicht also eine Verknüpfung im Urtheilen dadurch zu erkennen gegeben?

Daß

Daß die Störche im Stande seyn mögen, einander ihre Gedanken bekannt zu machen, und sich dadurch gesellschaftlich mit einander zu vereinigen, solches ist aus einer merkwürdigen Geschichte zu ersehen, welche Herr Keyßler in der neuesten Reise durch Deutschland, Böhmen und andere Länder in dem funfzehenten Schreiben erzählet. Die Begebenheit hat sich vor etlichen Jahren in dem Collegio illustri zu Tübingen zugetragen. In dem Hofplatze des gedachten Collegii hatte sich ein zahmer Storch viele Jahre lang aufgehalten. Auf einem benachbarten Hause war ein Nest, in welchem die ankommenden Störche jährlich zu hecken pflegten. In dieses that einmals im Herbste ein damals im Collegio studirender Graf, mit Namen Victor von Gräfenitz, einen Büchsenschuß, wodurch der im Neste sitzende Storch mochte verwundet worden seyn, weil er von der Zeit an in etlichen Wochen nicht ausflog. Hierauf aber zog er mit den übrigen Störchen zu ihrer gewöhnlichen Zeit hinweg. In dem folgenden Frühlinge fand sich ein Storch auf dem Dache des Collegii

ein, welcher dem zahmen mit seinem Klappern zu verstehen gab, daß er zu ihm kommen möchte. Allein dem zahmen waren die Flügel verschnitten. Der wilde kam also selber nach einigen Tagen in den Hof. Der zahme ging ihm klappernd entgegen, als wenn er ihn bewillkommen wollte; ward aber von dem wilden mit großem Ungestüme angefahren. Die gegenwärtigen Zuschauer beschützten ihn zwar. Allein der wilde kam nichts desto weniger darauf wieder, und beunruhigte ihn den ganzen Sommer hindurch. In dem folgenden Frühjahre kamen, an statt eines einzelnen, vier Störche mit einander, welche den zahmen in dem Hofe feindlich angriffen. Da er nun der Menge der Widersacher nicht widerstehen konnte: so kamen ihm die im Hofe befindlichen Häne, Hüner, Enten und Gänse, samt dem übrigen Federviehe zu Hülfe, und stellten sich dergestalt, daß er sich mit Ehren aus seinem Kampfe entziehen konnte. Man gab demnach fleißiger auf den zahmen Storch acht, und verhinderte, daß er den Sommer hindurch nicht weiter angepacket wurde. Hingegen im Anfange

fange des dritten Frühjahres stürzten über zwanzig Störche mit völliger Wuth in den Hof, und brachten den zahmen Storch um das Leben, ehe ihm Menschen und Thiere Beystand leisten konnten. Der Haß dieser zwanzig Störche hat ohne Zweifel von dem Hasse der viere seinen Ursprung gehabt: und die viere sind durch die Feindschaft desjenigen, welcher am ersten mit dem zahmen Storche gekämpft hat, zu gleicher Feindseligkeit aufgemuntert worden. Und ob man gleich mit keiner Gewißheit behaupten kann, daß entweder der verwundete selber die erste Feindschaft das Jahr darauf ausgeübet, oder einen andern angestiftet habe: so lässet sich doch so viel abnehmen, daß die Feinde, welche den zahmen Storch drey Jahre nach einander angegriffen, ihre feindlichen Gedanken einander müßen entdecket und mitgetheilet haben.

Zu Londen fiel einsmals ein Papagoy in die Themse, welcher in seiner Gefahr gleich redenden Menschen die Schiffer, welche damals vorhanden waren, um Hülfe rief. Er sagte: wer mir heraus hilft, der soll zwanzig

Pfund haben. Als sein Erlöser bey Uberbringung desselben das versprochene Geld vom Könige verlangte: so wollte der König nicht glauben, daß ihm der Papagoy dergleichen Versprechen gethan hätte. Doch, sagte er in Gegenwart des Papagoyes, wenn der Vogel sein Versprechen wiederholet: so sollst du zwanzig Pfund haben. Der Papagoy antwortete sogleich auf die Worte des Königes: Gib dem Schelm einen Ducaten. In Venedig schlug eine Magd einen Papagoy, welcher ihr vom Kälberbraten gefressen hatte, mit dem Suppenlöffel auf dem Kopf, daß der Papagoy die Federn verlohr. Sein Herr wunderte sich, warum der Vogel die Federn verlohren hätte. Nach einiger Zeit kam ein alter Mann mit einem kahlen Kopfe zu ihm. Der Papagoy sah ihn mit Verwunderung an, und sagte: du hast gewiß auch Kälberbraten gefressen! Sehen wir nicht aus dem Bezeigen des erstern Papagoyes, daß er die Gefahr, in welcher er gewesen, wohl gewußt; daß er erwogen, wie er derselben entkommen könnte; daß er geglaubt, er könnte sich am besten davon befreyen,

wenn

wenn er dem Uberbringer eines Kahnes ein Trinkgeld verspräche? Hat er sich nicht hernach beym Könige seines Versprechens erinnert, und ihn dazu ermahnet, daß er seinem Erlöser etwas geben sollte? Bemerken wir nicht an dem andern Papagoye, daß er sich nicht allein des Bratens, seiner empfangenen Schläge, und seines kahlen Kopfes erinnert hat, sondern auch eine Vergleichung zwischen sich und dem alten Manne angestellet, und daher geschlossen, der Alte müße ebenfals eines Kälberbratens wegen zu seiner Glatze gekommen seyn?

Ich könnte noch viele andere Exempel von Papagoyen anführen, welche mit willkührlichen Tönen die Eigenschaften urtheilender Seelen zu erkennen gegeben. Vornemlich hat es mich vergnüget, was mir eine Person erst neulich von ihrem Papagoye erzählet. Derselbe hatte an einem Fenster gestanden, durch welches die Schlossen in sein Gebauer geflogen waren. Da habe er sich dann trefflich umgesehen, wer ihn so schmeißen müßte; und mit großem

Verdruße gesagt: Pfuy doch! und wenn die Schloßen von neuem gekommen, abermal sein Pfuy doch! wiederholet. Kann man also nicht die Töne dieser Thiere mit allem Rechte eine Sprache nennen? Und sollten dieses nicht so deutliche Beweise von einer Verknüpfung im Urtheilen seyn, daß man kaum bey einem Menschen vollkommenere Merkmale davon erwarten könnte?

****

Beschluß.

Meine Herren,

Man kann demnach den Seelen einiger Thiere mit allem Rechte eine gewiße Art der Vernunft zuschreiben. So freymüthig man anfangs dieselbe allen Thieren abgesprochen: so deutlich und gründlich ist dargegen erwiesen worden, daß es gewiße Thiere giebt, deren Seelen vernünftig denken. Die Vertheidiger dieser Wahrheit haben durch ihren lehrreichen Vortrag gezeiget, daß ihr Stillschweigen, welches mich neulich in so große Verwunderung gesetzet, mit einem tiefsinnigen Nachdenken verknüpfet gewesen. Sie haben sich als solche Pythagoreer aufgeführet, welche nicht eher reden, als bis sie zureichende Gründe haben, wodurch sie eine Wahrheit mit Nachdruck behaupten können. Sie haben mich in meiner Meynung, daß einige Thiere zu finden

finden sind, deren Seelen von dem Schöpfer eine gewiße Vernunft bekommen haben, vollkommen bestärket. Die widriggesinnten, welche durch das erste Stillschweigen muthig geworden, werden sich nicht eingebildet haben, daß man die Unrichtigkeit ihrer Schlüße, mit welchen sie uns den Beyfall haben abnöthigen wollen, mit so großer Klarheit entdecken sollte. Wenn es die Umstände zuliessen, sie anjetzo zu fragen, ob sie ihre Urtheile annoch für wahr hielten: sie würden uns ohnfehlbar durch eine zweydeutige Antwort zu verstehen geben, daß sie die Handlungen der Thiere anfangs nicht genugsam betrachtet hätten. Denn wie sollten sie uns im Ernste zuwider seyn, da sie durch andere Proben gezeiget, daß ihr Verstand nach den Regeln der Vernunftlehre denken könne. Wir sagen nicht, daß alle Thiere Vernunft haben: wir behaupten solches nur von einigen. Wir legen ihnen auch keine so vortreffliche Vernunft bey, als wir Menschen besitzen: wir rechnen sie nur unter diejenigen Geschöpfe, welche unter den vernünftigen von der niedrigsten Art sind. Zu dem allgemeinen Wesen

der

der Vernunft gehöret, daß sie von gewißen Sachen urtheilet, und ein Urtheil mit dem andern verbindet. Diese Vortrefflichkeit im Denken beweisen einige Gattungen von Thieren durch ihre geometrische Kunst im Bauen, durch ihre Vorsorge für das Zukünftige, durch ihre sittlichen Handlungen, und durch die besondern Töne, welche eine ihnen eigene Sprache ausmachen. Von den Seelen solcher Thiere kann ein Verstand, welcher die Vernunft aus der Verbindung der Urtheile zu schätzen weis, unmöglich glauben, daß sie nicht unter die Anzahl der vernünftigen Geschöpfe zu rechnen seyn sollten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philosophische Untersuchung der Frage, Ob die Seelen einiger Thiere einen gewißen Grad der Vernunft haben in einer Gesellschaft guter Freunde angestellet

Leipzig 1742

Bamberg, Staatsbibliothek -- Zool.o.123#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11784895-7
VD18 11643129-003